Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636834

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 19. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Im Blüjet.

Von Rosa Weibel.

Vor üsem Hus im Garte
Isch nüt als Bluescht und Gsang.
Und hinger em Hus im Riedli,
Dert blüje d'Bäum scho lang.

Und üse Hans und ds Lisi,
Die gange Hand in Hand
Dür d'Lämmlimatte füre,
Mitts us dür ds Bluemeland.

Das macht halt o der Früehlig,
Daß die so zahm cheu tue,
Sie gange jetz so hübschli
De Blüemli na em Himmel zue.

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

6

Der Eindruck, den Meister Bianchis Besuch bei Lis zurückgelassen, verflüchtigte sich wieder. Sie sang und lachte im Haus herum und hielt ihren zierlichen Haushalt in Ordnung. Sie fand etwa einen bunten Topf für ihre Pflanzen oder sie entdeckte bei irgend einer Bauernfrau ein Glasgefäß, das so weiß und keusch und fromm aussah, als stamme es aus einer Kirche, oder sie bezog eines der ihr geschenkten Kissen mit Mustern, die sie irgendwo gesehen und mit sicherm Geschmack als schön und eigenartig erkannt hatte. Sie brachte es im Lauf der Zeit dazu, zwischen Zierat und harmonischen Farben zu leben, wie ein Laubenvogel, der sich auch aus bunten Steinen, Muschelchen, feinem Sand und Gräsern ein kleines Paradies zu schaffen versteht und darin seine Nachkommenschaft begrüßt und aufzieht.

Martins Leben glich einer goldenen Glückskette. Ein Tag war wie der andere durch Liebe und Freude festgefügt. Die Tage glänzten ihm und die Stunden waren Boten, die eine der andern die Fackel in die Hand drückten. Von Lis ging er zu den Kindern, von den Kindern hinaus in die Felder oder den nahen Wald.

Der Laubenvogel darf sein Paradiesgärtlein schmücken für seine Nachkommen, Martin und Lis blieben allein. Die Bauernfrauen fühlten sich nicht veranlaßt, besonders zartfühlend zu sein. Unendlich oft mußte Lis die Frage hören, ob denn der Storch auf dem Schulhaus noch nicht zu nisten gedenke. Sie ärgerte sich. Das ging ja keinen etwas an. Eine eigentliche Sehnsucht nach Kindern hatte sie nicht, wenn sie es auch reizend fand, ihnen weiße Kleidchen anzuziehen und blaue Bänder in die Haare zu binden. Im Grunde ihres Herzens war es ihr nicht unangenehm, daß ihre Schönheit nicht von ihren Kindern verzehrt und geraubt wurde und daß sie ebenso zierlich, ebenso schlank und ebenso beweglich blieb wie in ihren Mädchentagen.

Wenn Martin — er tat es selten — einen sehnsüchtigen Blick auf die kleinen Kinder warf, die an den Frühlingstagen auf der Wiese und hinter dem Garten herumspielten, so tröstete ihn Lis leichthin: „Ach, Kinder können wir ja noch eine ganze Menge kriegen.“ „Ja, Schneckenkinder, wie im Märchen,“ meinte er, fing sich sein großes Kind und küßte es tüchtig. Er hatte, was er sich gewünscht. Was brauchte er sich nach Kindern zu sehnen? Sie würden ihn am Ende nur eifersüchtig machen.

Immer noch gingen die beiden an den Sonntagen in den Wald. Immer noch ging Lis Hand in Hand mit Martin und hörte zu, wie er sang. Immer noch lauschten die Vögel und die Eichhörnchen, wenn die herrliche Stimme unter den Buchen dahinzog. Immer noch weitete sich Martins Herz und konnte die Fülle des Glücks nicht fassen, wenn er über Moos und Tannennadeln und Efeu schritt und den Atem des Waldes spürte. Fast zu viel dünkte es ihn für einen Menschen. „Schöne, schöne, schöne Lis,“ jauchzte er zwischen dem Singen in die Baumkronen hinauf, zwischen denen es blau und golden blitzte. Wunderbar schön erschien Martin das Leben.

* * *

Die Tage liefen Martin wie Perlen durch die Finger. Kaum, daß er sich die Wochen merkte. War ein Monat vorbei, seufzte er freudig, weil er so schön gewesen.

Seine Beredsamkeit, wenn er Sepp aufsuchte, flog und der Alte konnte ihr kaum folgen. Manchmal lachte er so überlegen, manchmal zuckte er die Achseln. Ja, ja, die Jugend, dachte er, diese rosenrote Brille. Und die Liebe, die himmelsfarbige. Die zwei bringen es fertig, einen Menschen in den siebenten Himmel zu heben. Zu trauen vermochte er den beiden Glücksgütern nicht, denn sie hingen mit den Weibern zusammen, und er fragte sich, wie die Geschichte wohl weitergehen werde. Und dann lachte er ein wenig giftig und sagte zu Martin, daß er leider über das alles nicht reden könne, denn er habe es nie erlebt. Das „Gottlob" verschluckte er aus Höflichkeit, auch hatte er Martin lieb und gönnte ihm sein Glück.

Kam Lis mit Martin, und er sah sie von weitem kommen, so legte er die Hand über die Augen und murmelte: „Die ganze Wiese hat sie auf dem Hut. Und so eine kann den Martin glücklich machen." Wenn Lis aber näher kam, besann er sich anders und änderte seine Philosophien dahin ab, daß er es begreiflich fand, daß sie das Heuzeug auf dem Kopfe dulde, denn es stehe ihr gut.

„Und das Theater habt ihr also aufgegeben?" fragte eines Sonntags Sepp.

„Ja," sagte Martin freudig. Lis sah zum Fensterchen hinaus und warf den Kopf ein wenig in den Nacken, wie sie es schon als vierjähriges Kind getan. Der kluge Sepp sah es.

„Paßt dir etwas nicht, Lis?" fragte er. „So red'."

„Da ist nichts zu reden," sagte sie. „Martin will nicht."

„Und du?"

„O ich! Frag' doch nicht, das kannst du dir doch denken, ob ich will." Sie wurde dunkelrot und sah an Martin vorbei. Sepp schnitzte an einem Stuhl, schwieg aber.

„Ich will nicht?" fragte Martin. „Aber Lis, ich kann nicht. Tausend Fäden binden mich. Der Wald und die Kinder und jeder Baum, jeder Strauch gehören zu meinem Leben. Ich weiß ja gar nicht, wie ich es in der Stadt aushalten sollte."

„Wie ich es auf dem Dorf aushalte und wie alle andern es in der Stadt aushalten," rief Lis.

„Lis, du bist immer auf dem Dorf gewesen. Und die „andern" mußten nicht erst alle Schönheit vergessen, wie ich es müßte, und brauchen sich nicht vom Morgen bis zum Abend nach allem zu sehnen, was ihnen das Leben bedeutet." Lis sah auf. In ihrem Blick lag alles, was sie nicht aussprechen wollte. Ein ganzes Gewebe von aufgegebenen Wünschen, von Hoffnungen, verlornen Freuden. Betroffen sah Martin sie an.

„Lis . . .", sagte er, aber Sepps Gegenwart hinderte ihn, die Frage zu tun, die ihm auf der Seele brannte: „Bist du nicht so glücklich wie ich es bin?" Sie las in seinen blauen Augen und auf seinem blassen Antlitz.

„Ach, laß mich in Ruh'," rief sie herrisch. Sepp legte das Messer weg und sagte: „Ich will euch einen Kaffee machen" und hantierte in der kleinen Küche nebenan herum. Martin schwieg und Lis ging hinaus. Sie war zornig und wußte nicht recht warum. Vielleicht weil Martin nicht erriet, welches Opfer sie ihm brachte, daß sie nicht laut nach der Stadt verlangte, vielleicht weil ihr der Sonntag, an dem Cesare Bianchi gekommen und gelockt und gebeten hatte, noch zu frisch im Gedächtnis war. Sie setzte sich neben Sepps Häuschen an den Waldrand. Der Föhn blies. Tiefblau lagen die Berge vor ihr mit den dunkeln Tannenrücken und den scharfgrünen Wiesen. Die Kühle des Waldes drang zu ihr hinaus und der Geruch des Harzes, der Fichten und Tannen. Zu ihren Füßen blühte es in allen Farben und das Surren und Singen und Summen, das Flattern der Vögel und Schweben der Schmetterlinge sprach in tausend Zungen zu ihr. Aber sie redeten eine Sprache, die sie nicht verstand. Ein wenig rührte es sie, daß Martin nicht mehr vom Glück begehrte als solch einen Sonntagnachmittag. Sie aber empfand ein heftiges Sehnen, als ob ihre Seele fort begehre, in Gewühl und Getümmel hinein, als dränge sie ihr ganzes Wesen zu Menschen, zu Musik und Tanz und zu Schönheit und Lichterglanz und Prunk. Warum fühlte sie so? Sie war doch die Tochter der Mutter Marei. „Und habe ich's nicht von meiner Mutter, so habe ich es von mir selber. Wozu bin ich schön? Sie weinte plötzlich und warf sich ins Gras. Wozu bin ich schön? dachte sie ineinemfort. Ich mag hier nicht alt und grau werden und ich will nicht die Lehrersfrau bleiben, mein Lebenlang auf dem Dorfe leben und ewig allein mit Martin zusammen sein." Sie erschrak. Der Fischer Duledee fiel ihr ein. Sie trocknete die Wehmuts- und Zornestränen und tat, als betrachte sie die Ameisen, die ihr über die Schuhe liefen und allerlei zu tragen und zu besorgen hatten. Martin kam.

„Lis," sagte er, „sei nicht traurig. Willst du morgen zur Stadt fahren?" Sollte sie Ja sagen, daß sie nachher nur um so einsamer sein und sich umsomehr langweilen würde? Sie sagte Ja und augenblicklich strahlten ihre Augen auf und sie fing an, Martin zu befragen, welchen Kragen und welche Bluse sie anziehen solle, denn die geschickte kleine Lis hatte sich in aller Stille eine ganze Reihe hübscher Kleidungsstücke geschnitten und genäht, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

Martin, der selber noch so jung war, kam sich alt neben ihr vor. Er lächelte. „Du Kind, herziges!", und warf sich neben sie ins Gras. Er sah es nicht, daß Sepps bärtiges Gesicht neben dem Häuslein erschien, um zum Kaffee zu rufen. Der Alte schlich zurück und brüllte dann zum Fenster hinaus: „Bitte, Kaffee trinken," daß Martin und Lis auffuhren. Als sie kamen, saß er schon am Tisch. Kein Mensch konnte ahnen, daß er gesehen, wie sie sich geküßt hatten.

Die Tage nach jenem Sonntagnachmittag kamen und gingen still und gleichmäßig.

„Willst du nicht wieder Singstunden nehmen?" fragte Lis eines Tages auf einem Spaziergang. „Du vergissest sonst alles wieder, was der Meister dich gelehrt." Sie sah nicht auf. Halb wußte sie und halb wußte sie es nicht, daß sie einen Weg suchte, um Martin und das Theater zusammenzubringen. Nachdenklich strich Martin einem Flachsköpfchen, das an seiner Hand ging, über die Haare.

„Es wäre gut, wenn ich es täte," sagte er. „Es ist schade, wenn man vergißt, was . . ., aber nötig ist es nicht. Ich übe viel, das ist die Hauptsache."

Aber du hast keinerlei Anregung," sagte Lis. „Kunst, habe ich einmal gelesen, stirbt, wenn sie nicht an der Quelle trinkt." Martin lachte.

„An der Lust, mich weiter auszubilden, fehlt es mir wahrlich nicht. Aber ich mag dem Bianchi nicht in die Klauen laufen.“ Lis rümpfte die Nase.

„Fürchtest du dich? Du bist jung und er ist alt. Du wirst wohl Meister bleiben.“

„Alt ist der Bianchi nicht, wenn es sich um Musik handelt. Und dann,“ fügte Martin hinzu, „fürchte ich mich mehr vor dem, was hinter mir, als was vor mir ist.“

„Wieso?“

„Ich fürchte mich mehr vor meiner kleinen Frau, die mir in den Rücken fallen wird, als vor dem berühmten Meister, der mir wenigstens ins Gesicht schreit, was er will.“ Lis zuckte die Achseln. Sie lenkte ab und rief ein anderes der Kinder herbei, das sie bei sich hatten. Sie scherzte mit ihm.

Aber ein paar Tage nach diesem Waldausflug klopfte Martin an die Türe Bianchis und bat ihn, damit ihm die Musik nicht ganz verloren gehe, ihm hie und da eine Stunde geben zu wollen.

Der Meister, der am Flügel saß, drehte sich nicht um, während Martin sprach. Aber er lachte laut.

Dann spielte er Brahms' G-moll-Rhapsodie zu Ende. Und dann warf er sich auf das zerschlissene grüne Sofa, breitete die Arme weit aus und rief: „Mensch, Mensch, lieber Esel, also doch.“

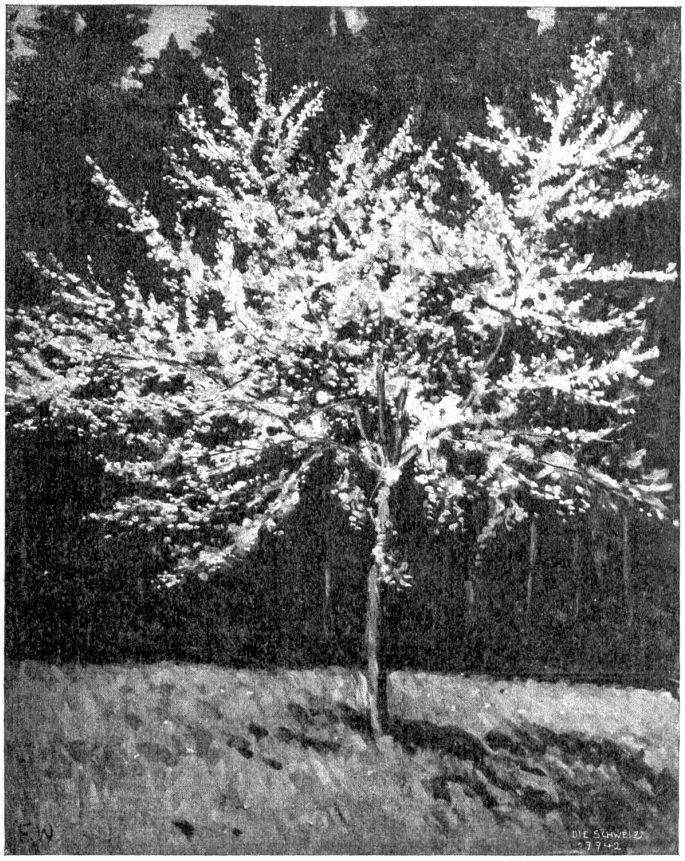
Es ging mit Riesenschritten vorwärts. Die lange Zeit, in der Martin keine Stunden genommen, hatte keine Spuren hinterlassen. Die Stimme hatte geschlafen und war stärker geworden. Nun sie aufgewacht, jubelte sie jedem Morgen entgegen. Früh vor Tag flogen Triller und Kandenzen über die Wiese, hörten die staunenden Vögel ein lautes Musizieren und Tirillieren und ließen die Mäuse, die sich im Spätherbst bei Schulmeisters eingemietet hatten und Kost und Wohnung umsonst genossen, ein Seufzen, Lispeln und Gurgeln über sich ergehen, an das sie sich im Lauf der Zeit gewöhnten. Sie hielten es für den Ausdruck der Freude bei den Menschen.

Auch Lis ließ sich bald nicht mehr davon stören. Sie schlief jeden Morgen so fest, daß Martin ihr auch mit Freuden das Frühaufstehen ersparte. Nur nachher, wenn er geübt hatte, sollte sie mit ihm am Tisch sitzen, damit sein Tag glücklich beginne. Das tat sie und kam nie, ohne ihre Haare gebändigt und ihre Hände sorgfältig gepflegt zu haben. Martin liebte ihre Fingerspitzen und Nägel und freute sich im stillen, daß es die schönheitsfreudige Natur vermocht hatte, die dicken Würstchen der Mutter in solche zarte Fingerchen umzuformen.

Jede Woche fuhr er zur Stadt. Entweder ging er fröhlich und kam mit bedrängtem Herzen zurück, oder er ging bedrückt und kam freudig erregt wieder.

„Der Meister war zufrieden mit mir,“ das las Lis ihm vom Gesicht ab, ehe er im Haus war, und ebenso stand das Gegenteil in seinen verdunkelten Augen geschrieben.

Wie ein Landvogt herrschte Bianchi über Martins Stimme. Mit dem Skorpion des Spottes und der Geißel der Verachtung hetzte er Martin zu immer größern Anstrengungen und mit schmeichelnder Zartheit und direkt erfundenen Schmeicheleien suchte er ihm das Gift der Eitelkeit ins Herz zu träufeln, das des Meisters Plänen Vorschub leisten sollte. Jedes Wort Bianchis mußte Martin Lis wiederholen. Begierig hörte sie vom Lob, mißmutig vom Tadel. Sie räumte Martin alles aus dem Weg, was ihn hätte am Ueben hindern können, sie ermunterte ihn, wenn er müde war, sie freute sich, wenn er mit sich selbst zufrieden schien.



Friedrich Widmann: Blütenbaum.

„Ich habe eine Ueberraschung für dich,“ sagte Martin eines Abends. „Rate?“ Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und sah ihr in die Augen.

„Für mich allein?“

„Nein, für uns beide.“

„Für beide? Es wird ein Schinken sein, den uns ein Kind gebracht hat oder den Vater Stefan sandte?“ sagte sie langsam.

„Nein.“

„Oder . . . ach, sag' mir's doch.“

„Es hängt mit Bianchi zusammen,“ half Martin.

„Sind wir etwa bei ihm eingeladen?“ fragte Lis gespannt.

„Das hast du schnell erraten,“ lobte sie Martin. Da riß sie ihre Hände aus den seinen, tanzte in der Stube herum, hing sich an seinen Hals und lachte und jubelte laut.

„Wann hat er es dir gesagt? Werden andere Leute dabei sein? Sollst du singen? Kann ich mein weißes Kleid anziehen?“ Martin beantwortete ihre Fragen eine nach der andern.

„Vom Singen hat der Meister nichts gesagt. Ich soll die Bekanntschaft einer Sängerin machen vom hiesigen Stadttheater und die eines Violinisten, eines sehr talent-

Unteroffiziersposten auf einem Grenzberg im Bündnerland.

vollen, wie Bianchi sagte. Es sei durchaus für meine Ausbildung nötig, Anregung zu haben und andere Leute zu hören. Ich finde, er gehe zu weit. Aber weil ich weiß, daß du dich freuen wirst, an solch einer Gesellschaft teilzunehmen, habe ich zugesagt." Da dankte ihm Lis laut und stürmisch.

„O du Kleines, ist dir denn das wirklich Lebensluft?" fragte er. Betroffen sah Lis ihn an. Lebensluft? Sie hatte nie darüber nachgedacht.

„Ja, das ist es," sagte sie ernsthaft. „Ich glaube es wenigstens." Da wurde er still und sprach den ganzen Abend nicht mehr von der Einladung beim Meister. Auch Lis schwieg davon, aber es sprudelte in ihrem Herzen voll Freude und Erwartung.

(Fortsetzung folgt.)

In Fels und Schnee.

Erinnerungen an die Grenzbesetzung. — Mit Abbildungen.

Aus dem herrlichen Engadin mit seinen saftiggrünen, blumenreichen Matten, seinen freundlichen Bewohnern, seinen heimeligen, wohnlichen, blütengeschmückten weißen Häusern (von den modernen Hotelprachtsbauten abgesehen) führe ich dich auf schmalem, schlechtem, selten begangenem Bergpfad mit einer kleinen Kolonne Gebirgsinfanterie in ein enges Seitentälchen, der Grenze zu, hinauf ins ewige Reich von Fels und Schnee. Ueber weichen Moosboden wandern wir im langsam wiegenden Bergschritt der Gebirgler durch prächtigen Lärchenwald, wie ihn nur das Engadin aufweist. O, welche Lust ist es, dieses Wandern im goldig schimmernden Morgen! Ein frischer Wind fegt vom nahen Gletscher talauswärts, bringt Kühlung, schüttelt leise die Baumwipfel, reinigt die Luft von all dem Dunst des Alltags. In jungfräulichem Glanz leuchten und locken die stillen, lieben Berge durchs lichte Baumgeäst. Nebenan plaudert der murmelnde Bergbach mit seinen selten farbentiefen Wassern. Frei und leicht wird's dir ums Herz, daß du darob das schwere „Oergeli" am Rücken und den unbequemen „Schießprügel" ganz vergissest mitsamt dem Krieg und all seinem Leid und seinen Schmerzen.

Mitten im schönsten Lärchengehölz haben unsere Soldaten mit viel Liebe, Geschick und Kunstsinn aus Holz eine einfache, überaus anmutige, wohnliche Wachthütte erstellt, die schon seit langen Monaten das ständige Quartier eines Halbzuges Gebirgsinfanterie geworden ist, der hier, an der Gabelung der Grenzpässe, die Alpinis und Versaglieris in Empfang zu nehmen hat, die Krieg und Elend satt haben und, über die verschneiten und vereisten hohen Berge kommend, in der gastlichen Schweiz des Krieges Geißel los zu werden trachten. Die Zahl dieser Deserteure — alle sind im Postenjournal zu ewigem Gedenken einzeln aufgeführt — ist nicht gering. Kein erfreuliches, aber ein begreifliches Kapitel aus diesem gräßlichen Ringen um Leben und Tod.

Hier läßt sich gut leben, an diesem prächtigen, idyllischen Ort, besser als im schönsten Kurort mit all seinem Komfort und Luxus. Denn hier ist gerade das, was uns allen Not tut: Stille, herrliche, gesunde Luft, eine hehre, nervenstärkende Natur, köstlichste Waldeinsamkeit, wo man die Stürme des Lebens, die Sorgen tätigen Ringens in der Poesie der Natur vergessen kann. Kein Wunder, wenn diese wahrhafte „Kuranstalt für Seele und Leib" bei den Soldaten sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut und jeder sich glücklich schätzt, der da seine wenigen Stunden Posten stehen darf. Die stille Zufriedenheit leuchtet übrigens aus aller Augen und schuld daran ist sicher nicht nur die Aussicht auf das währschafte, gute Mittagessen.

Aber heute gibt's hier nur kurzes Verweilen zu schnellem Gedankenaustausch. Der ankommenden Kolonne ist würziger, stärkender Tee gebraut. Bald heißt's: Weiter hinein ins Tal, weiter hinauf! Neue Lärchenwälder, durchsetzt von der königlichen Arve, der Zeder des Engadins. Der Pfad wird steil, beschwerlich. Einige wenige Weiden. Die Bäume werden seltener, kleiner. Nun geht ihnen im kalten Hauch der Gletscher das Lebenslicht aus. Einsam trauert hinter schützendem Stein die letzte verkrüppelte Zwergarve. Aber immer noch zu, weiter, weiter, hinein ins ewige Reich des Todes, der Stille, wo nur die flüchtige Gemse haust, der seltene Steinadler seine majestätischen Kreise zieht und die winzigen Menschlein aus seiner stolzen Höhe mit geringschätzigem Gekreisch grüßt.

Die Schneeflecken werden häufiger, größer, die Felsen trutziger, die nahen Schneefelder gleißender. Kaum wagst du einen Blick zurück ins fern entschwindende Tal. Dahinter brütet der Alltag. Vom blauen Gletscher rollt das dumpfe Tosen und Krachen des emsig schaffenden Eises. Nun ist sie da, die Zone immerwährenden Schnees und Gletschers. Fühlst du ihre Erhabenheit? Sie läßt sich schwer in Worte kleiden. Sie ist's, die die Freunde der Alpenwelt immer wieder hinausreißt aus dem Alltag, die sie hinaufführt zu den stillen, hehren Bergen, die lockt und drängt mit unwiderstehlicher Gewalt und mächtig, unvergeßlich einwirkt auf das Gemüt des Naturfreundes.

Einen Moment nur. Verschnaufend hält die Kolonne inne. Der Offizier orientiert in knappen Sätzen. Das Ziel ist nah, zu dem der Krieg sie führt. Denn der macht keinen Halt vor Fels, Schnee, Eis, erstarrten Gletschern. Drüben